

Es kam, wie es kommen mußte: Androsius' Frau brannte – samt Kinderschar – mit einem arabischen Ölscheich durch. Androsius hatte diesen von einer Sexualneurose geheilt, das war die positive Seite der Angelegenheit, das muß zu seiner Ehre gesagt werden.«

Aber seine Frau hatte es einfach satt, immer wieder die Scherben aufzufegen, wenn sich wieder jemand freigebrüllt hatte. Freigebrüllt? Ja, freigebrüllt. Androsius Schattenfroh hat sich auf Brülltherapien spezialisiert. Deshalb fliegen regelmäßig sämtliche zwölf Fenster seiner Praxis aus dem Rahmen und ergießen sich als schaurig-schöner Scherbenregen in die Gärten der Nachbarn. Deren Klagen leeren Androsius' Bankkonto genau so wie die ständigen Mahnungen für jeweils zwölf noch nicht bezahlte Dreischicht-Thermopane-Scheiben ...

Der Brüll-Therapeut ist nicht das einzige Unikat, das uns in diesem Buch begegnet. In 24 tiefgründigen Geschichten stellt uns Jürgen vom Scheidt Menschen und Ereignisse vor, die nur auf den ersten Blick einfach bloß schräg wirken ...

Jürgen vom Scheidt, Jahrgang 1940, hat Psychologie, Soziologie, Anthropologie und Psychopathologie studiert und mit einer Studie über seine therapeutische Arbeit mit Drogenabhängigen promoviert. 1971 eröffnete er eine eigene Praxis als Psychologe, aus der das »Institut für Angewandte Kreativitätspsychologie (IAK)« mit der »Münchner Schreib-Werkstatt« entstand, die er zusammen mit seiner Frau Ruth Zenhäusern leitet. Lieferbare Titel des Autors: »Kurzgeschichten schreiben«, München 2002; »Handbuch der Rauschdrogen« (mit W. Schmidbauer), 11. überarb. Ausg. München 2003; »Kreatives Schreiben«, 8. Aufl. Frankfurt am Main 2003; »Das Drama der Hochbegabten«, München 2004, »Zeittafel zur Psychologie von Intelligenz, Hochbegabung und Kreativität«, München 2004.

Jürgen vom Scheidt
**Blues für Fagott und
zersägte Jungfrau**

24 Geschichten mit doppeltem Boden

aliteraverlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Juni 2005

Allitera Verlag

Ein Books on Demand-Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2005 Buch&media GmbH (Allitera Verlag)

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-121-0

*In Erinnerung an Walter Ernsting
alias Clark Darlton (1920–2005),
der 1956 meine erste Kurzgeschichte abdruckte
und mich ermutigte, weiterzuschreiben*

Inhalt

Ruf des Abenteuers	9
Die größte Liebe	10
Sechs nette Untermieter	16
Schrei! Dich! Frei!	25
Die Dosis macht's	35
felix klein geht auf die Große Reise	47
Das Astloch	52
Drei Wünsche an eine Fee	56
Archivar der Zukunft	67
Zehn Prozent von allem	73
Conga Joe	81
Atlantis in der Tiefe	86
Das Geheimnis des Frater Anselmus	89
Blues für Fagott und zersägte Jungfrau	95
Tiefschürfende Geschichte vom Sinn des Lebens	99
Der Mann von der Lottozentrale	100
Wette mit dem Teufel	108
Erster Kontakt	116
Der Geschichtenerfinder	117
Warum ich eigentlich doch lieber kein Schriftsteller sein möchte	126
Wie werde ich weltberühmt?	129
Höhenangst	133
Blitzschlag der Liebe oder: Citch as Citch can	135
Etwas geht zu Ende	139

Ruf des Abenteurers

Hallo, Leute!

Tarzan ist wieder da

Fliegt an Lianen von Baum zu Baum
Folgt wilden Tieren quer durch den Traum
– der mich seit Jahren gefangenhält.

Doch will ich nicht frei sein
– um nichts auf der Welt

War der Tag noch so fad,
weil gar nichts geschah

– in der Nacht ist's *mein* Pfad
und ich ruf:

a a i a h!

Die größte Liebe

Kohlenstoff: Urstoff des Lebendigen in chemisch reiner Form. Heute haben wir einige Mikrogramm dieses Stoffes in die Vergangenheit geschickt. Der erste Schritt zur Überwindung der Zeitschranke ist uns also geglückt. Eigentlich ist diese Vorstellung so absurd, daß ich sie mir selbst immer wieder durch einen Vergleich nahe bringen muß: Die Zeitmaschine ist eine Art Fahrstuhl, in den man einsteigt und nach unten fährt (ein Oben gibt es nicht); nur bewegt man sich nicht durch eine der drei Dimensionen des Raumes, sondern durch die vierte, die zeitliche Dimension.

Ich glaube nicht, daß meine Pläne jemals verwirklicht worden wären, wenn es Helen nicht gegeben hätte. Ihr Bild macht sich auf meinem Schreibtisch weit besser als im Familienalbum. Sie lacht so freundlich. Ich kann es noch immer nicht richtig glauben, daß ich ihr tatsächlich noch einmal leibhaftig begegnen werde.

In all diesen Jahren war ich oft nahe daran, die Arbeit einzustellen. Helens Bild vergilbt zusehends. Manchmal überkommt mich eine Angst, es könnte schneller verblassen als meine Arbeit vorangeht. Wenn ich ihr Bild nicht mehr vor mir habe, das mich anspricht – werde ich dann überhaupt jemals ans Ziel kommen?

Heute gelang mir ein weiterer Teilerfolg. Ich ließ mich von der Zeitmaschine etwa eine Stunde in die Vergangenheit tragen. Der Vorgang ist ungefähr so, als erinnere man sich an Dinge, die man längst vergessen hat.

Auch die Rückkehr in die Gegenwart gelang einwandfrei. Außer einem etwas ungewöhnlichen Temperaturanstieg um 3,7 Grad Celsius und einer geringfügigen Veränderung der Beleuchtung zum rötlichen Teil des Spektrums hin (was könnte der Grund dafür sein?), konnte ich nichts Ungewöhnliches bemerken. Mein Erfolg wurde noch vergrößert, als ich auf dem Speicher im Haus meiner Eltern ein weiteres Album mit über einem Dutzend Bildern

von Helen fand. Eines davon, auf dem sie ungefähr siebzehn ist, nimmt den Platz des alten Fotos ein, auf dem ich fast nichts mehr erkennen konnte. (Ob die Zeitmaschine irgendwelche Strahlungen abgibt, die die Fotos zerstören? Manchmal habe ich das Gefühl, als verblasse das neue Bild von Helen noch rascher als das alte, und zwar umso stärker, je weiter mich die Maschine in die Vergangenheit bringt.)

Zwei katastrophale Rückschläge. Einer meiner Assistenten hat die Arbeit im Stich gelassen, weil, wie er sich ausdrückte, »die ganze Angelegenheit verrückt« sei. Dabei schaute er mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck Helens Bild an (es ist bereits das siebente). Ob er etwas ahnt?

Mein zweiter Assistent starb heute Morgen unter sehr unglücklichen Umständen. Bei einem letzten Probelauf der Maschine geriet er aus Versehen in die Schlacht von Verdun.

Ein Schrapnellsplitter traf ihn, ehe er sich in die Maschine zurückziehen konnte.

Aber ich muß noch einige Jahre weiter zurück, vor den Ersten Weltkrieg. Und das alles ohne Hilfe. Ich wage nicht, neue Mitarbeiter anzuwerben und einzuweihen.

Der Kampf mit der Vergangenheit ist so zäh und aufwendig!
Ob ich dich jemals treffen werde, Helen?

Ich mußte es selbst wagen! Die Reise war grauenvoll. Warum haben meine Assistenten mir davon nichts berichtet – daß es einem im Verlauf eines größeren Zeitsprungs das Innerste nach Außen kehrt? Aber was sind solche kleinen Opfer großer Übelkeit, wenn das Abenteuer gelingt.

Ich stieg jedenfalls irgendwann (zum Glück mitten in der Nacht) im Damals aus der Zeitmaschine, tarnte sie so gut es ging und wanderte dann in das Städtchen, in dem Helen aufgewachsen ist. Ich wollte sie kennenlernen, als sie noch so jung und schön war, wie die Fotos sie zeigten (die nun alle zerstört sind). Auf jeden Fall wollte ich sie vor jenem Sommerball treffen, auf dem ihr zukünftiger Mann erstmals in ihr Leben trat. Sonst wäre die Angelegenheit nur unnötig kompliziert worden.

Mühe machte es mir zunächst, das genaue Datum herauszufinden. Dann kam mir die richtige Idee: Eine aktuelle Tageszeitung!

Also: Heute ist der 26. Juli 1913. Noch ein gutes Jahr bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Als ich sie dann tatsächlich sah, hätte ich sie fast nicht erkannt. Mit den Bildern war auch die Erinnerung an sie ein wenig verblaßt. Anders kann ich es mir nicht erklären. Sie schob einen Kinderwagen, und im ersten Moment dachte ich voller Schrecken, es sei alles falsch gelaufen, ich sei zu spät gekommen. Doch ich konnte die Fassung bewahren. Ich war verliebt in sie von der ersten Sekunde an, in der ich sie als Helen erkannte. Dabei hatte ich solche Angst gehabt, daß die Wirklichkeit mich enttäuschen würde, daß ich all die Jahre einem Trugbild meines Unbewußten nachgelaufen sein könnte.

Sieben Tage nach dieser Begegnung sprach ich sie zum ersten Mal an, nach einer Woche voller Unruhe. Sie saß auf einer Bank im Kurpark und las in einem Buch. Mit einer Verbeugung fragte ich, ob ich Platz nehmen dürfe. Natürlich rechnete ich damit, daß sie konsterniert aufstehen und weggehen würde. Aber sie schien einem kleinen Abenteuer nicht abgeneigt. Sie bekam einen roten Kopf und sagte: »Aber bitte, mein Herr.«

Offensichtlich war ich respektabel. Im Pavillon gegenüber spielte die Kurkapelle flotte Märsche. Eine vierspännige Kutsche mit einem Uniformierten darin rollte vorbei. Alle Leute reckten neugierig die Häuse, auch Helen.

»Wer ist das, gnädiges Fräulein?«

»Seine Majestät, der Kaiser«, erwiderte sie vorwurfsvoll.

Mehr geschah nicht. Als ich mich einige Minuten später empfahl, weil ich vor Nervosität nicht mehr stillsitzen konnte, fragte ich nach einer belanglosen, für mich völlig unwichtigen Straße. Zerstreut gab sie mir Auskunft, offenbar völlig in ihren Roman vertieft. (Ja, soviel konnte ich immerhin von ihr erfahren: daß sie die Geschichte einer Madame Bovary von einem gewissen Flaubert lese, einem Franzosen. Es war entzückend, an der aufflammenden Röte ihres Gesichts abzulesen, daß sie sich offensichtlich schämte, einem fremden Menschen, einem fremden Mann noch dazu, so eine Lektüre zu bekennen! Ich muß mir den Roman besorgen – eine Bildungslücke, aber als Physiker kommt man eben nicht viel dazu, Bücher zu lesen und schon gar nicht Romane für Frauen.)

Helen war keineswegs abweisend, und später, als ich sie näher kannte, gab sie mir deutlich zu verstehen, daß sie mich auf der

Bank nur getäuscht habe. In Wirklichkeit nämlich hatte sie mich die ganze Zeit von der Seite verstohlen studiert, und der Roman sei ihr ziemlich egal gewesen in diesen Augenblicken.

Bald ergab sich eine weitere Gelegenheit, einige Worte mit ihr zu wechseln. Es war Sonntag, sie kam gerade mit Eltern und Geschwistern aus der Kirche. Während die anderen sich angeregt unterhielten, stand Helen gelangweilt abseits. Sie schaute den anderen Kirchgängern nach, die sich langsam zerstreuten. Weil mir nichts Besseres einfiel, fragte ich sie wieder nach irgendeiner Straße. Viel lieber hätte ich ihr einen großen Strauß Blumen geschenkt. Sie erinnerte sich an mich, fragte ungeniert, ob ich fremd sei in Baden-Baden oder gar in Deutschland.

Nein, das nicht, erwiderte ich, ich käme aus Süddeutschland. Aber woher ich wirklich kam, das konnte ich ihr natürlich unmöglich verraten.

Später ergaben sich andere Gelegenheiten, ihr den Hof zu machen, ganz *zufällig* mit ihr ins Gespräch zu kommen. Es schien für sie zunächst ein amüsanter Spiel zu sein, auf das sie der Abwechslung halber einging. Eines Tages wurde ich schließlich von ihren Eltern eingeladen. Ganz offiziell. Ich sei doch Mathematiker und Physiker, ein Gelehrter von Rang, weit herumgekommen. Ihre Tochter Helen habe von mir berichtet, und da das Mädchen unbedingt studieren wolle, zu diesem Zweck aber vom Lyzeum auf das Jungen-Gymnasium überwechseln müsse, für das sie Kenntnisse in den naturwissenschaftlichen Fächern benötige – kurz, man wäre nicht abgeneigt, mich zu bitten, ihr Privatunterricht zu erteilen – bei angemessener Honorierung natürlich. Ich wunderte mich, denn meines Wissens konnten Frauen damals noch gar nicht studieren – und ein einziges Mädchen in einem Jungengymnasium? Nein, nein, das sei eine private Institution und man habe auch einige – finanzielle – Hebel in Bewegung setzen und Beziehungen spielen lassen müssen, aber ihre Tochter sei ihr Ein und Alles und dafür seien sie auch viel zu opfern bereit.

Derlei Privatissima erfuhr ich selbstverständlich erst nach einer gewissen Zeit, in der man mich besser kennenlernte und Vertrauen zu mir gewann. So ein Dokortitel, gar der eines Privatdozenten oder Professors (zum richtigen Professor habe ich es allerdings nicht geschafft – war mir einfach nicht des Katzbuckelns und Anpassens wert), das ist eine feine Sache – auch wenn ich gewaltige

Mühe gehabt hätte, meine diesbezüglichen Zeugnisse herbeizuschaffen und in concreto zu präsentieren. –

Doch ich eile der Zeit voraus (ein sehr makabrer Scherz, was ich da so unbedacht hinschreibe!). In der vierten Unterrichtsstunde, wir sprachen gerade über die Newtonsche Himmelsmechanik (von Einstein und seiner Relativitätstheorie, von Atombomben, Mondflug und Computern schwieg ich wohlweislich), da berührten sich wie aus Versehen unsere Hände. Einige Tage später nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte sie, ob sie meine Frau werden wolle.

Helen sah mich mit ihren dunklen Augen groß an. Dann verzog sie das Gesicht, konnte kaum an sich halten vor Lachen und platzte schließlich heraus mit den Worten: »Aber Professor! Sie sind doch viel zu alt für mich!«

Da habe ich nun all die Jahre an dieser verdammten Maschine gearbeitet, habe meine Ideen, meine Gefühle und nicht zuletzt mein gesamtes Vermögen in dieses eine gewaltige Projekt investiert. Ich habe sogar mein Ziel fast erreicht. Aber ich habe bei alledem nicht gemerkt, daß ich gealtert bin, bis ich schließlich eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine solche Liebe nicht mehr erfüllen konnte. Sie war siebzehn. Und ich war an die siebzig!

Später, in meiner Pension, nahm ich ein starkes Beruhigungsmittel. Allmählich ordneten sich meine Gedanken wieder. Und irgendwann schlief ich auch ein. Inzwischen ist mir klar, was ich tun muß. Ich liebe Helen mehr denn je. Ich werde ihr weiterhin diesen Privatunterricht geben, dreimal in der Woche. Wahrscheinlich werde ich ihr ab und zu Avancen machen. Vielleicht werde ich sie auch einmal in einer schwachen Stunde, etwa bei einem Fest, wenn sie und ich einen Schwips haben, in die Arme nehmen und küssen, ganz väterlich.

Aber schon jetzt weiß ich, daß für immer verloren ist, was ich mir vor vielen Jahren einmal träumend ersehnte. Ich ahne auch, was weiter passieren wird. Sie lernt ihren Mann auf einem Sommerball kennen – meinen Vater. Die beiden werden heiraten, zusammen ein Kind zeugen und großziehen – mich.

Meine Mutter hat mir, als ich noch ein kleiner Junge war, oft von jenem merkwürdigen, greisen Privatlehrer erzählt. So langsam er-

innere ich mich immer deutlicher daran. Sie erzählte von jenem Professor, der so verrückte Dinge über die Zukunft phantasierte. Der den Ersten Weltkrieg richtig erahnte. Der sich mit geschickten Spekulationen an der Börse ein kleines Vermögen erwarb und es als einer der wenigen über Kriegswirren und Inflation retten konnte, weil er es rechtzeitig in Grundstücken anlegte. (Nur dieses riesige Vermögen erlaubte mir später, den Bau und Betrieb der Zeitmaschine zu finanzieren – welche Ironie!)

Was sie dem kleinen Jungen nie erzählt hat, waren seine unermüdlichen Versuche, ihr den Hof zu machen.

Eines Tages hat dieser seltsame Mann bei einem lächerlichen Anlaß den Vater dieses Jungen mit einem Revolverschuß getötet und sich anschließend selbst eine Kugel in den Kopf gejagt. Er kam dabei allerdings nicht um, sondern erblindete und starb erst viele Jahre später in geistiger Umnachtung. Er hat den angestauten Neid und Haß und die Eifersucht wohl nicht länger ertragen.

Aber noch lebe ich. Vielleicht gelingt es mir diesmal, den ewigen Kreislauf der Zeitreisen zu durchbrechen. Irgendwie muß ich doch diese Maschine bauen! Wie aber kann ich das, wenn ich blind und wahnsinnig in einem Irrenhaus dahindämmere?

Nichts scheint mehr sicher zu sein. Alles ist im Fluß. Wie heißt es bei Sophokles?

»Denn viele Menschen sahen auch in Träumen schon sich zugesellt der Mutter. Doch wer alles dies für nichtig achtet, trägt die Last des Lebens leicht.«

Sechs nette Untermieter

Tja, da sitzt er nun auf dem roten Teppichboden seines Zimmers und spielt mit diesen neuen Bauklötzen, unser kleiner Sohn. Er ist noch keine zwei Jahre alt, fängt gerade erst an, richtige Sätze zu sprechen, spielt, quengelt, tollt herum wie jedes andere Kind in seinem Alter. Aber obwohl er so normal ist, kann man Axel doch nicht als gewöhnliches Kind bezeichnen. Zum Beispiel diese Bauklötze. Nach außen hin sehen sie aus wie tausend andere Bauklötze auch. Man kann sie aufeinanderstapeln zu Türmen, kann Mauern und allerlei Gebäude damit errichten. Und doch ist das, was unser Jüngster damit macht, weit mehr. Was er wirklich bastelt, wenn er die holzähnlichen Blöcke und Bretter aufeinander- und aneinander legt, wissen wir nicht. Wir haben keine Ahnung. Auch sonst hat offenbar niemand hat auch nur die geringste Ahnung, was unser Sohn da tut. Der Psychologie-Professor aus New York ebensowenig wie der Mathematik-Professor aus London, die neulich zusammen mit einigen anderen Wissenschaftlern von höchstem Rang unseren Axel untersucht haben.

Nur einer scheint genau zu wissen, was der Kleine da baut. Und er antwortet ihm – indem er mit anderen Klötzen ähnliche Sachen gleich daneben hinstellt. Es ist fast so, als würden die beiden sich mit Hilfe dieser *Bausteine* und den daraus gefertigten Gebilden verständigen. Der eine fängt an, es entsteht vielleicht ein merkwürdiges Haus. Dann hält er inne, schaut erwartungsvoll oder fragend oder auch einfach nichts sagend sein Gegenüber an. Das denkt kurz – manchmal auch sehr lange – nach. Und türmt dann seinerseits Steine aufeinander. Dann verändern sie vielleicht gegenseitig diese seltsamen Gebilde. Schütteln die Köpfe wie alte weise Männer. Und hin und wieder streiten sie sich sogar.

Ab und zu passiert es, daß Axel uns mit seinem noch sehr unbeholfenen Deutsch etwas mitteilt. Wir notieren das dann, zeichnen es natürlich gleichzeitig mit DVD-Recorder optisch und akustisch auf. Das hört sich dann an wie: »Has-la-wuch nie ein groß Kugel-